

Christuskind und Judenjunge – Skandal um ein Bild des Malers Max Liebermann

Sie gehört für mich zu den schönsten Frauen der Welt: ein schlanker, filigraner Körper, eingehüllt in ein hauchdünnes, fließendes Gewand. Lange, lockige Haare fallen über ihre Schultern. Lässig lehnt sie an der Wand.

Die Frauenfigur ist aus Stein. Sie befindet sich am Seitenportal des Straßburger Münsters. Sie ist blind. Es handelt sich um den Teil einer allegorischen Darstellung von Synagoge und Kirche aus dem 13. Jahrhundert. In Stein gemeißeltes Zeugnis eines über zweitausend Jahre hin belasteten und leidvollen Verhältnisses zwischen Juden und Christen: Die blinde Frauengestalt an der rechten Portalseite trägt eine Augenbinde. Ihr Körper stützt sich auf eine zerbrochene Lanze. Sie steht für das besiegte Volk Israel, das Jesus Christus nicht als den verheißenen Christus anerkannt hatte und nunmehr von Gott verworfen ist. Auf der linken Seite steht die Ekklesia - die christliche Kirche, ebenfalls eine Frauengestalt.

Um die Mundwinkel ein angedeutetes Lächeln – überlegen und triumphierend, hat sie doch das alte Gottesvolk abgelöst.

Als Christin schäme ich mich heute für diese offen zur Schau gestellte Selbstherrlichkeit der Kirche und die damit verbundene Erniedrigung der älteren, jüdischen Religion. Im Mittelalter waren Darstellungen wie diese üblich. Und nicht nur an äußeren Kirchenmauern wurden jüdische Glaubensgenossen gedemütigt. Schamlos und unverdrossen wurde damals in den Kirchen gegen das Judentum gewettert und die eigene Heilsgewissheit verkündigt.

Bis ins letzte Jahrhundert hinein wurde in christlichen Kirchen am heutigen Sonntag der Zerstörung des Jerusalemer Tempels 70 nach Christus gedacht und dieses Ereignis als Strafgericht Gottes an seinem einst auserwählten Volk gedeutet. Im 19. Jahrhundert gar beging man diesen Tag als „Tag der Judenmission.“ Heute trägt dieser Sonntag im Kirchenjahr den Namen Israelsonntag. Er widmet sich dem besonderen Verhältnis zwischen Juden und Christen, indem er neue, andere Wege zu beschreiten sucht, als in der Vergangenheit. Er will den Blick nicht auf das Trennende, sondern das Verbindende zwischen beiden Religionen richten, Schuld seitens der Kirche bekennen und auf jedwede Überheblichkeit verzichten. Jüdisch-christlicher Dialog statt Judenmission.

Ein berührendes Bild dafür, wie dieser Dialog aussehen kann, stammt von dem jüdischen Maler Max Liebermann.

Sein Bild zeigt Jesus als Kind in der Synagoge, vertieft ins Gespräch mit jüdischen Gelehrten. An seinen Schläfenlocken ist Jesus hier klar als Jude erkennbar. Die Geschichte dieses Bildes und seines Malers ist leidvoll und bewegend. Wie die Musik von Felix Mendelssohn Bartholdy, die in dieser Sendung zu hören ist. Beide Künstler – Liebermann und Mendelssohn Bartholdy - verbindet das Schicksal der Ausgrenzung im eigenen Land aufgrund ihrer jüdischen Herkunft.

Wir schreiben das Jahr 1879. Ein Jude in Berlin sorgt für einen Skandal. Es ist der berühmte Maler Max Liebermann. Er wagt eine für damalige Zeiten unvorstellbare Grenzüberschreitung mit Pinsel und Farbe. Es entsteht ein Bild, das die Grenze zwischen Kirche und Synagoge, zwischen Judentum und Christentum

überschreitet: Liebermann malt den 12-jährigen Jesus im Tempel, eine bekannte biblische Szene aus dem Lukasevangelium.

„Jesu Eltern zogen jedes Jahr nach Jerusalem, zum Pessachfest. Als Jesus zwölf Jahre alt war, zogen sie auch wieder hinauf nach Jerusalem, wie es der Festbrauch verlangte. Sie beendeten ihren Aufenthalt und machten sich daran heimzukehren. Aber Jesus, der Knabe, blieb in Jerusalem, ohne dass seine Eltern es wussten. Da sie meinten, er sei unter der Reisegesellschaft, zogen sie eine Tagereise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Als sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn von Neuem. Nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel. Er saß mitten unter den Lehrenden und hörte ihnen zu und stellte ihnen Fragen. Alle aber, die ihn hörten, waren über seine Einsicht und seine Antworten verblüfft.“

Liebermann malt die damals vielen bekannte biblische Szene aus der Kindheit Jesu anders als die Künstler seiner Zeit: Er zeichnet ein jüdisches Kind, barfuß und schwarzhaarig - mit Schläfenlocken. Statt mit erhobenem Zeigefinger die erwachsenen jüdischen Glaubensbrüder zu belehren, wendet sich ihnen dieses Kind interessiert und aufmerksam, ja beinahe liebevoll werbend zu. Eine innige Szene. So wird dieses Bild zu einer frühen Darstellung eines Dialogs der Religionen. Es zeigt Zuwendung statt Ausgrenzung, Interesse am anderen statt Überheblichkeit, eine gemeinsame Suche und Ringen um die Wahrheit, keinen Absolutheitsanspruch.

Die Zeit war damals – 1879 – noch nicht reif für einen Dialog. Max Liebermann wird mit antisemitischer Polemik überschüttet. Ein Kunstkritiker schreibt:

„So gibt uns Liebermann in Christus den hässlichsten, naseweisen Judenjungen, den man sich denken kann.“¹

Es war die schwarze Haarfarbe des Jesuskindes, das doch sonst stets deutsch blondgelockt dargestellt wurde. Kein reines, weißes Gewand, sondern ein kurzer, dreckiger Kittel – keine Sandalen an den Füßen, sondern barfuß. Jesus als Kind, das soeben vom Spielen draußen auf den dreckigen Straßen in die Synagoge gekommen sein könnte. Liebermann ist ein naturalistischer Künstler, der mit seiner realistischen Darstellungskunst schon manchen Kunstliebhaber verstörte, kein verklärter Romantiker. Aber vor allem dürfte eines den Stein des Anstoßes geliefert haben: Jesus ist ein jüdisches Kind. Sohn einer jüdischen Mutter, Teil des Volkes Israel.

Die Gelehrten in der Synagoge sind der Verwandtschaft nach seine Glaubensbrüder. Das Christuskind als Judenjunge. Eine ungeheure Provokation nicht nur der gläubigen Christen im Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts, sondern einer ganzen Nation. In einer Zeitung erscheint damals folgender anonymer Leserbrief:

„Sie dürfen nicht vergessen, dass der Maler ein Jude ist und die Juden durch die karikaturhafte Darstellung das zu ersetzen suchen, was ihnen an Sinn und Farben und wirklicher Schönheit mangelt.“²

Was Liebermann erlebt, ist ein bitterer Vorgeschmack auf das, was rund 50 Jahre später in ungeahntem Ausmaß über die jüdische Bevölkerung hereinbricht. Die Rassenideologie der Nazis macht aus dem

anerkannten Künstler am Ende seines langen Lebens einen gedemütigten und verbitterten Menschen. Liebermann zieht sich in seine Wohnung am Berliner Pariser Platz zurück. Er, der stets ein so aufmerksames und liebevolles Auge für seine Umgebung hatte, wird kurz vor seinem Tod sagen:

„Ich schaue nie mehr aus den Fenstern dieser Zimmer – ich will die neue Welt um mich herum nicht sehen!“³

Wenige Tage nach der Machtergreifung Hitlers, im Mai 1933, kommt Liebermann seiner geplanten Entlassung aus der Preußischen Akademie der Künste durch folgende Erklärung zuvor:

„Ich habe während meines langen Lebens mit allen meinen Kräften der deutschen Kunst zu dienen gesucht. Nach meiner Überzeugung hat Kunst weder mit Politik noch mit Abstammung etwas zu tun, ich kann daher der Preußischen Akademie der Künste, deren ordentliches Mitglied ich seit mehr als dreißig Jahren und deren Präsident ich zwölf Jahre gewesen bin, nicht länger angehören, da dieser mein Standpunkt keine Geltung mehr hat. Zugleich habe ich das mir verliehene Ehrenpräsidium der Akademie niedergelegt.“⁴

Es ist eine Oase der Stille in Berlin: die Liebermannvilla am Wannsee. Dort erfüllte sich der Maler Max Liebermann einen Lebenstraum: Er erwarb eines der letzten Wassergrundstücke und ließ Haus und Garten mit viel Liebe und Geduld nach seinen Vorstellungen und Plänen gestalten. Dort entstanden zahlreiche Bilder: Familienbildnisse, Stilleben und immer wieder wunderschöne Gartenlandschaften. Fast scheint es, als lebten diese Bilder: Man meint, den liebevoll, beruhigenden Gesang zu hören, mit dem die Großmutter Martha Liebermann ihre Enkeltochter Maria auf den Knien wiegt. Man kann sie riechen, die Herbstastern im Garten. Die Farben leuchten und man meint die Wärme eines Sommernachmittags zu spüren.

Die Bilder erfassen das Wesen der Dinge und Menschen, nicht bloß deren Umrisse. Heute strömen zahlreiche Besucher durch die mittlerweile als Gedenkstätte gestaltete Villa am Wannsee. Das Haus, in dem der Künstler und seine Familie viele glückliche Sommer verbrachten, wurde durch die Nationalsozialisten enteignet. Die Segelboote, die heute am Fuße des Gartens vorüberziehen, lassen nichts von diesen düsteren Zeiten erahnen.

Liebermann, der assimilierte Jude, ist 31 Jahre alt, als er sich an das Motiv vom 12-jährigen Jesus im Tempel wagt. Das Christkind in der Synagoge.

Der Maler investiert viel Zeit in dieses Bild: Er besucht Synagogen in Amsterdam und Venedig und fertigt zahlreiche Studien. Allein drei Jahre dauern die Vorarbeiten. Am Ende steht da dieses Kind, den jüdischen Glaubensbrüdern zugewandt, interessiert – ohne erhobenen Zeigefinger wie auf damals gängigen Bildern üblich. Das Licht auf dem Bild geht vom Jesuskind in der Mitte aus.

Liebermanns Zeitgenossen sehen nicht das Licht, das von diesem Kind ausgeht. Sie sehen nicht das Anrührende und Zugewandte des Bildes. Denn sie wollen ja auch keinen Austausch oder Dialog der Religionen. Im Gegenteil. Der junge Künstler wird mit Hass und Polemik überschüttet. Liebermann ist schockiert. Später wird er das Original übermalen. Es entsteht eine geglättete Fassung: Der Knabe Jesus hat nunmehr blonde Haare. Die Schläfenlocken sind übermalt, der Kittel ist länger. An den Füßen trägt das Kind Sandalen.

Vom Originalbild existiert heute nur noch ein Foto.

Die Geschichte des 12-jährigen Jesus im Tempel ist neben der Geburtsgeschichte die einzige Erzählung aus der Kindheit Jesu. Jesus wird groß – und er geht seinen eigenen Weg ohne die Eltern. Mitten hinein in den Tempel, in das Haus Gottes. Damit versetzt er seine Eltern, die nach ihm verzweifelt suchen, in Angst und Schrecken. Von ihnen zur Rede gestellt gibt er ihnen folgende Antwort:

“Wusstet ihr nicht, dass ich unter denen sein muss, die zu meinem Vater gehören?”

(Bibel in gerechter Sprache)

“Warum habt ihr mich denn gesucht? Habt ihr nicht gewusst, dass ich im Haus meines Vaters sein muss?”

(Gute Nachricht Bibel)

Das ist die Provokation, die Max Liebermann mit seinem Bild des 12-jährigen Jesus im Tempel hervorruft: Jesus sagt „im Haus meines Vaters“ und er meint damit nicht die christliche Kirche, sondern den Tempel, die Synagoge. Ich muss unter denen sein, die zu meinem Vater gehören und darum auch zu mir! Deutlicher geht es nicht: Die Juden gehören zum Vater. Und Jesus will und muss mitten unter ihnen sein und ist selber einer von ihnen. Das verträgt sich nicht mit späteren Aufschriften und Schildern „nur für Juden.“ Wo Arier von Nichtariern durch Ghettos und unsägliches Gesetze getrennt werden. Da dürfen Schläfenlocken am Kopf des Jungen Jesus nicht sein.

Wisst ihr nicht, dass ich im Haus meines Vaters sein muss? Bei mir ruft das Assoziationen wach: an mein Vaterhaus – mein Elternhaus. Es stand wie das von Max Liebermann in Berlin. Bis heute trage ich Erinnerungen daran in mir: die Birke vor dem Fenster, das Knarren der Dielen, das Geräusch, wenn die Haustür ins Schloss fiel. Heute kann ich nicht anders an diesem Haus vorbeigehen als mit einer Mischung aus Sehnsucht und Traurigkeit. Andere sind jetzt dort Zuhause. Mir bleibt die Erinnerung an einen Ort, der mir immer offen stand. Ein Ort, der meine Kindheit, einen Teil meiner Geschichte und der Geschichte meiner Geschwister verwahrt. Ein Ort, wo ich willkommen war, wo ich Orientierung fand und Trost. Ein gedeckter Tisch, um den sich alle versammeln konnten. Ein Ort, der blieb, auch wenn ich mich entfernte. Mein Elternhaus.

Was das bedeutet, weiß jeder, der es erleben durfte, egal wie groß oder klein dieses Elternhaus war. Darum ist der Schmerz groß, wenn das Elternhaus verloren geht oder zerstört wird. Es ist ein Anker im Leben, ein Anker in der Erinnerung. Ein Sehnsuchtsort.

All das, was ich mit dem Begriff „Elternhaus“ verbinde, liest sich wie eine Idealbeschreibung dessen, was Kirche heute sein kann und soll:

Ein Haus mit offenen Türen. Ein Ort des gemeinsamen Feierns und Trauerns, Ort der Orientierung und Vergewisserung. Ein Versammlungsort rund um den gedeckten Tisch. Treffpunkt für Geschwister, Eltern und Großeltern, alle Generationen unter einem Dach. Ein Platz, an dem Traditionen bewahrt und weitergegeben werden.

Ein Ort, an dem man sich reiben kann, den man wohl auch einmal verlassen kann, um auf Distanz zu gehen, an den man aber immer zurückkehren kann und nicht abgewiesen wird.

Vieles davon gilt nicht nur für die Kirche als Ort der Gläubigen, sondern auch für die Synagoge – so sehr sich die Gebäude auch äußerlich unterscheiden mögen: Sie sind Orte der Gemeinschaft, der Bewahrung und Weitergabe gemeinsamer Tradition, ein Ort des Lernens fürs Leben. Kirche und Synagoge – für Christen wie für Juden sind es Orte, an denen Gott uns besonders nahe ist. Ein Elternhaus des Glaubens – Haus des Vaters. Als Geschwister sollten wir einander willkommen heißen und das Gespräch suchen, einander zuhören wie der 12-jährige Jesus und die Gelehrten auf dem Bild Max Liebermanns. Es wäre eine Bereicherung.

Max Liebermann hat seiner einzigen Enkeltochter kein Vaterhaus hinterlassen können. Als der große Maler 1935 starb, folgte nur ein kleiner Zug dem Sarg. Viele blieben Zuhause – aus Furcht oder Opportunismus, denn die Gestapo hatte eine Teilnahme an dem Begräbnis des jüdischen Künstlers untersagt.

Das herrliche Sommerhaus musste seine Witwe Martha Liebermann den Nazis überschreiben. Der drohenden Deportation entzog sie sich einsam und verzweifelt durch eine Überdosis Veronal. Die Stadtwohnung der Liebermanns am Pariser Platz mit Blick auf das Brandenburger Tor wurde von den Flammen des Krieges zerstört.

Geblichen sind Liebermanns Bilder, die vom Leben erzählen. Geblichen ist auch das übermalte Christusbild von 1879, das heute in der Hamburger Kunsthalle zu finden ist.

Vom einstigen Original, vom Jesuskind mit Schläfenlocken, existiert nur noch eine Fotografie in schwarz-weiß. Beide Fassungen zeigen Jesus auf Augenhöhe mit seinen Geschwistern jüdischen Glaubens inmitten einer Synagoge. Ein Bild des friedlichen und respektvollen Miteinanders von Juden und Christen. Damals war die Zeit noch nicht reif. Zu sehr geprägt waren die Menschen durch andere Bilder wie das der siegreichen Kirche und der gebrochenen Synagoge am Straßburger Münster.

Vielleicht sind wir heute frei für neue Bilder und für einen Gedanken, der Franz Rosenzweig zugeschrieben wird:

„Es könnte doch sein, dass der, der am Ende der Tage kommt, der die Erwartung der Synagoge wie der Kirche ist, dasselbe Antlitz trägt.“

Literaturangaben:

- 1 Faass, Martin (Hrsg.), Der Jesus-Skandal. Ein Liebermann-Bild im Kreuzfeuer der Kritik. Max-Liebermann-Veranstaltungs GmbH und die Autoren. Katalog Berlin 2009, S. 67.
- 2 AaO., S. 68.
- 3 Schmalhausen, Bernd, „Ich bin doch nur ein Maler“ - Max und Martha Liebermann im „Dritten Reich.“ Georg Olms Verlag Hildesheim / Zürich / New York 1998, S. 80.
4. AaO., S. 54.

Musikangaben:

- 1 F. Mendelssohn Bartholdy: „Süße Erinnerung“ auf der CD: „Lieder ohne Worte“.
- 2 Leos Janáček: „Auf verwachsenem Pfade“ auf der CD: „Zeitreisen“ von Ingo Hamisch.
- 3 F. Mendelssohn Bartholdy: „Venezianische Gondel“ auf der CD: „Lieder ohne Worte“.
- 4 F. Mendelssohn Bartholdy: ohne Titel, Track 4 auf der CD: „Lieder ohne Worte“.
- 5 F. Mendelssohn Bartholdy: „Wie der Hirsch schreit“ auf der CD: „Psaumes“.
- 6 F. Mendelssohn Bartholdy: „Siehe, der Hüter Israels“ auf der CD: „Elias“.
- 7 Giora Feidman: „Halleluja“.